

Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste . Allgemeine Homosexuelle Aktion . Antifa - Bund der Antifaschisten . Antirassistische Initiative . Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten . Berliner Freunde der Völker Rußlands . Berliner Geschichtswerkstatt . Berliner Vereinigung ehemaliger Teilnehmer am antifaschistischen Widerstand, Verfolgter des Naziregimes und Hinterbliebener . Berufsverband Bildender Künstler . Evangelische Akademie Berlin . Evangelische Jugend Berlin . Freunde der deutschen Kinemathek . Humanistischer Verband Deutschlands . Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft . Naturfreundejugend Deutschlands . Neue Gesellschaft für Bildende Kunst . Neuköllner Kulturverein . Sozialistische Jugend Deutschlands/Die Falken . VVN - Verband der Antifaschistinnen und Antifaschisten . Werkbund-Archiv und viele Einzelmitglieder zusammengeschlossen zum

Verein

AKTIVES MUSEUM
Faschismus und Widerstand in Berlin

Mitgliederrundbrief Nr. 37

Dezember 1997

Liebe Mitglieder, liebe Freundinnen und Freunde,

da unser letzter Rundbrief im August erschien, holen wir zuerst einmal die Glückwünsche zum Neujahrsfest für unsere jüdischen Mitglieder, Freundinnen und Freunde nach.

Das Jahr 1997 war für uns vor allem das Jahr der Shanghai-Projekte. Ein Heft zur Erinnerung an das Seminar "Das Ende des Exils in Shanghai" in der Zeit des 50. Jahrestags der Rückkehr von 295 Berlinerinnen und Berliner aus Shanghai am 21. August (36 S., Pressespiegel und Fotos) ist gerade fertig geworden und kann bei unserer Geschäftsstelle bestellt werden. Es kostet DM 4,50 (incl. Versand). Wer das Heft haben möchte, wird gebeten, uns DM 4,50 zu überweisen - bitte bei "Verwendungszweck" die Anschrift angeben - oder in Briefmarken zu schicken.

Die Überweisungsträger, die diesem Rundbrief beiliegen, sind für den Jahresbeitrag 1998 für Mitglieder und für Spenden der Freundinnen und Freunde gedacht. Der Mitgliedsbeitrag beträgt unverändert DM 100,- (ermäßigt für Rentner, Arbeitslose DM 50,-) und für Vereinigungen DM 300,- (ermäßigt für Vereinigungen mit wenig Einnahmen DM 150,-). Bis zum Betrag von DM 100,- gilt die Durchschrift für den Kontoinhaber als Spendenbescheinigung, bei darüber hinausgehenden Beträgen schicken wir eine Spendenbescheinigung.

Für die hoffentlich ruhige Zeit "zwischen den Jahren" empfehlen wir den Besuch unserer Ausstellung "In diesem Hause..." - *Gedenktafeln für Verfolgte des Nationalsozialismus in Berlin*, die noch bis zum 9. Januar in der Kommunalen Galerie Steglitz, Schloßstr. 80, MO - FR 9.00 - 18.00 Uhr zu sehen ist.

Geschäfts- und Dokumentationsstelle : Chausseestr. 8, 10115 Berlin
Telefon und FAX 030/281 51 98
Konto 610012282 bei der Berliner Sparkasse BLZ 100 500 00

Inhaltsverzeichnis

21. August, Gedenktafel-Enthüllung im Spreewaldbad	S. 3
Zum Tode von Alisa Fuss	S. 9
Zum 100. Geburtstag von Paula Salomon-Lindberg	S. 13
Kurze Geschichte einer Gedenktafel für Kurt Singer	S. 15
Zum kürzlich erschienen Buch von Holger Hübner: <i>Das Gedächtnis der Stadt - Gedenktafeln in Berlin</i>	S. 16
<i>Lebendige Geschichte</i> , ein Projekt zur historischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen	S. 18
Forschungserhebung der Germania Judaica	S. 19
Studienreise in die USA <i>Jüdisches Leben und der Umgang mit dem Holocaust</i>	S. 20

Redaktion dieses Rundbriefs: Christiane Hoss



Foto: Steve Hochstadt

21. 8. 1997, Spreewaldbad in Berlin-Kreuzberg

Hier befand sich die Eingangshalle des Görlitzer Bahnhofs, auf dem am 21. 8. 1947 295 Berlinerinnen und Berliner, die vor den Nationalsozialisten nach Shanghai geflohen waren, ankamen.

Das Ereignis der Anbringung einer Gedenktafel für die am 21.08.1947 aus Shanghai nach Berlin zurückgekehrten 295 Emigranten, möchte ich zum Anlaß nehmen, einige persönliche Gedanken zu diesem erinnerungswürdigen Tag zu äußern:

Meine Schwester, 9jährig, und ich 12½ Jahre alt, sind nicht, wie unsere Eltern und die Mehrzahl der zurückkehrenden Erwachsenen in die "Heimat" zurückgekommen. Deutschland war für uns Kinder ein unbekanntes Land, in dem einige Verwandte der Mutter und Freunde des Vaters lebten. Über diese Personen hatten wir nur von unseren Eltern gehört und vielleicht aufgrund von einigen Fotos eine vage Vorstellung.

Aus meiner Erinnerung war aufgrund der Kriegsgeschehnisse, die wir sehrwohl durch die Eltern atmosphärisch mitbekommen hatten, Deutschland damals ein uns Emigranten feindlich gesonnenes Land.

Alle meine Zukunftserwartungen und Hoffnungen waren auf die Vereinigten Staaten von Amerika gerichtet und so stand für mich bis wenige Monate vor der Abreise außer Frage, daß wir dorthin fahren würden; dort, wo fast alle meine Freunde und Spielkameraden hingingen. Um so größer war die Enttäuschung, um nicht zu sagen Empörung, die ich meinen Eltern gegenüber äußerte, als mir mitgeteilt wurde, daß wir nach Deutschland zurückkehren würden. Meine Träume waren zerbrochen.

Der Vater begründete den Entschluß, nach Deutschland zurückzukehren mit seiner angeschlagenen Gesundheit und der Dringlichkeit, das subtropische Klima so schnell wie möglich zu verlassen und außerdem fielen wir ja unter die "polnische Quote", wodurch eine Weiterwanderung nach den USA um Jahre verzögert worden wäre. Meine Mutter verspürte starke Sehnsucht nach ihren christlichen Verwandten.

Also ging es mit der "Marine Lynx" nach Neapel, wo wir nach gut dreiwöchiger Seefahrt etwa am 16. August eintrafen. Als der weiterfahrende Güterzug die Grenze nach Deutschland von Süden aus überfahren hatte und wir einzelne Städte passierten, war ich von deren Zustand – gelinde gesagt - irritiert. Ruinen über Ruinen, abgehärmte Menschen in schäbiger Kleidung. Das waren die ersten Bilder, die ich von dem fahrenden Zug aus wahrnehmen konnte. Als wir uns Berlin näherten, wurde die Trostlosigkeit immer größer und ich hatte das Gefühl, in eine Mondlandschaft zu kommen.

Ich fühlte mich von meinen Eltern verraten und verkauft. Immerhin hatte ich von den U.S.A. konkrete Vorstellungen und auch einige Erfahrungen, da wir die letzten zwei Jahre in Shanghai fast täglich freundschaftliche Kontakte mit amerikanischen Armeeingehörigen hatten, die uns Emigrantenkindern sehr aufgeschlossen gegenüber waren und uns bei verschiedenartigen Unternehmungen – hier fällt mir vor allem die von mir und meinen Freunden mit großer Begeisterung an den Wochenenden ausgeübte Pfadfinderei ein – tatkräftig unterstützten.

So durften wir auf dem militärischen Übungsgelände unsere Zelte errichten, die sanitären Einrichtungen benutzen und wurden mit Essen versorgt. Vor allem haben wir die dort untergebrachten technischen Ausrüstungen und den üppigen Fuhrpark bewundert. Als Stadtführer, die im Jeep herumgefahren wurden, waren wir bei den amerikanischen Soldaten sehr begehrt. Auch wurden wir häufig auf die im Hafen liegenden Kriegsschiffe zum Eiscreme essen und Filmvorführungen eingeladen. - Das alles war nun vorbei.

Zurück in Berlin gab es wohl für alle uns Kids große Anpassungsprobleme, vor allem mit der Schule und - damit im Zusammenhang stehend - der deutschen Sprache. Zwar haben wir uns in der Familie in Shanghai meist in Deutsch unterhalten (sonst in der Schule nur Englisch), doch fehlten praktisch jegliche Kenntnisse im Schriftdeutsch, auch in der Grammatik und der Lesefertigkeit. Zusätzlicher Russischunterricht und nach 2 Jahren auch noch Latein haben die Lücken im Deutschen zunächst noch verschärft.



Foto: Steve Hochstadt

Der am 21. August 1947 mit seiner Familie in Berlin angekommene Peter Konicki spricht

Als ich mich im Verband der 11. Klasse gut integriert hatte - ein Jahr vor dem Abitur - und auch ein überdurchschnittlicher Schüler war, stand wiederum eine große Veränderung bevor. Mein Vater hatte sich entschlossen, seine florierende pharmazeutische Großhandlung in der Schönhauser Allee aufzugeben, da ihm von staatlichen Stellen zunehmend Schwierigkeiten bereitet wurden.

Ende Februar 1953 verließ die Familie illegal Ostberlin und nur wenige persönliche Sachen, die man am Körper tragen konnte, konnten von uns unauffällig über die Grenze nach Westberlin "geschmuggelt" werden. Damit war auch die wertvolle Wohnungseinrichtung wieder einmal futsch.

In Westberlin habe ich 1955 mit Abschluß der 13. Klasse das Abitur gemacht, um anschließend an der Technischen Universität Berlin Wirtschaftswissenschaften zu studieren. 1964 habe ich das Diplom als Wirtschaftsingenieur erhalten.

Nachdem ich mich im Laufe der Schul- und Studienjahre recht gut in die deutsche Gesellschaft und den hiesigen Alltag eingelebt hatte, traten mit dem neuen Lebensabschnitt - der beruflichen Tätigkeit - neue Konflikte auf. Ich hatte keine genaue Vorstellung, ob ich die Hierarchie in einem privaten oder öffentlichen Unternehmen durchlaufen oder mich schon von vornherein zur Selbständigkeit orientieren sollte. Meine Neigung war eigentlich von Anfang an, selbst verantwortlich zu handeln und zu entscheiden, um nicht weisungsgebunden zu sein. Das entsprach wohl der Familientradition.

Nach einem kürzeren Umweg wurde ich zunächst Mitarbeiter in einem Expertenbüro, um dann schließlich - nach Bestallung und Vereidigung durch die Industrie- und Handelskammer zu Berlin - 1970 mein eigenes Sachverständigenbüro, das ich auch noch heute führe, zu eröffnen.

Der Rückblick auf meine Erfahrungen in Deutschland nach unserer Rückkehr 1947 veranlaßt mich zu einer gewissen Skepsis der deutschen Nachkriegsgesellschaft gegenüber.

Ein latenter Antisemitismus, z.B. durch Erzählen von sog. Judenwitzen oder antijüdischen Redewendungen, ist mir von Anfang an schon in der Schule – allerdings überwiegend erst in Westberlin – begegnet. Meist werden diese Bemerkungen gedankenlos und unbewußt gemacht. Aufgefallen ist mir auch im Laufe der Jahre, daß im Konflikt Israels mit den arabischen Staaten häufig in Presseartikeln oder Fernseh-Sendungen die Tendenz bestand, Israel für irgendwelche unschönen Handlungen schnell zu verurteilen, aber arabische Terrorakte herunterzuspielen.

Vorgekommen ist auch, daß mir eine Sekretärin – nachdem sie meinen jüdischen Hintergrund zufällig mitbekommen hatte – erklärte, nicht länger für mich arbeiten zu wollen.

Ein langjähriger Geschäftspartner erklärte mir einmal, nachdem er erfuhr, daß unsere Familie während der Nazi-Zeit aus rassischen Gründen in Shanghai zubringen mußte, daß nach seiner Einschätzung ich in Deutschland nichts verloren hätte.

Nach meinem Empfinden tut sich das vereinigte Deutschland mit den relativ wenigen, in diesem Land lebenden Juden noch immer schwer.

Kennzeichnend für die "Volksmeinung" über das "andere Deutschland" ist aktuell die öffentliche Diskussion in der Frage, eine Straße oder einen Platz nach Marlene Dietrich, einer Weltbürgerin und Nicht-Jüdin, in Berlin zu benennen, der Stadt aus der sie stammte.

Peter Konicki, Berlin



Foto: Steve Hochstadt

Christine Fischer-Defoy dankte allen, die am Zustandekommen der Gedenktafel beteiligt waren:
 der Bürgermeisterin von Berlin, Christine Bergmann, die die Schirmherrschaft über unsere
 Shanghai-Projekte 1997 übernommen hatte,
 ihrer Staatssekretärin Helga Korthaase, die sie bei der Gedenktafelenthüllung vertrat,
 dem Vorstand der Berliner Bäderbetriebe als Hausherrn,
 den im Bezirk Kreuzberg Beteiligten,
 den Spenderinnen und Spendern insbesondere Sylva Franke,
 und vor allem den anwesenden Berliner Shanghaiflüchtlingen, die aus aller Welt zu unserem
 Seminar und dem Gedenktag nach Berlin gekommen waren.

Am 19. November ist in Tel Aviv Alisa Fuss gestorben. Wir dokumentieren hier ihr letztes großes Interview mit der Frankfurter Rundschau vom 11. August 1997:

Frankfurter Rundschau: Frau Fuss, Sie sind 1935 mit 16 Jahren aus Deutschland vertrieben worden. 1976 kehrten Sie zurück, seit 1981 leben Sie in Berlin. Wenn Sie sich heute irgendein Land der Welt aussuchen könnten, in welchem würden Sie am liebsten leben?

Alisa Fuss: Ich habe für kein Land eine spezielle Präferenz. Es müsste einfach ein Land sein, wo ich mich gut auf Deutsch oder auf Englisch verständigen, wo ich Freunde gewinnen kann, die mit mir ähnliche Ziele haben.

Stellen Sie sich vor, Sie sind in diesem Wunsch-Land und dürfen auch noch Gesetze erlassen. Was wäre das erste Gesetz?

Ich würde die Grenzen für Flüchtlinge öffnen und ihnen einen legalen Status geben: gleichzeitig würde ich ein Antidiskriminierungsgesetz verabschieden.

In Juni 1993, als die Bundesregierung den Asylkompromiß verabschiedete, haben Sie das Bundesverdienstkreuz zurückgegeben. Sie schrieben damals an Bundespräsident Richard von Weizsäcker, das menschenrechtliche Fundament unserer Verfassung sei mit dem Asylkompromiß in seinen Grundfesten erschüttert. Was hat Sie bewegt, dennoch in diesem Land zu bleiben?

Ich glaube es hat keinen Sinn, die Flucht zu ergreifen, es sei denn, man wird rausgeschmissen, wie das bei den Nazis war. Menschenrechte werden in den meisten, wenn nicht in allen Ländern verletzt; in Frankreich, in der Schweiz, heute auch in Holland, in Danemark. Sie sind nicht viel besser, manchmal sogar schlechter. Es wäre eine schlechte Lösung, wenn alle Leute, die eine andere Idee von Recht und Gerechtigkeit haben, den Ort, wo sie mehr oder weniger verwurzelt sind, verlassen und alles so weiterlaufen ließen, es läuft.

... es Verantwortungsgefühl, was Sie in diesem Land hält?

Ja. Es geschehen heute nach dem unsäglichen Asylkompromiß Dinge, an die wir nie gedacht haben. Es gibt Abschiebungen mehr denn je. Die Bundesregierung, in Berlin Innensenator Schönbohm, tut alles, um Menschen zu demütigen und sie so weit zu bringen, daß sie womöglich alleine abhauen, wenn es nur irgend geht. Es geschehen manchmal derart perfide Sachen, daß man eigentlich jeden Tag auf die Straße gehen und schreien könnte. Aber deswegen wegzugehen, ist mir nie eingefallen.

Was bedeutet Heimat für Sie?

Nichts. Nichts. Heimat ist wahrscheinlich dort, wo man geboren ist. Wo man Familie und Freunde hat. Diese Heimat hat uns Hitler genommen. Ich sehe Israel nicht als meine Heimat an. Ich habe dort lange gelebt und habe mich auch dort, so weit ich konnte, in die Politik eingemischt. Ich bin aber auch ohne Skrupel wieder zurück nach Deutschland gegangen. Für meine Freunde und mich, von denen ein ziemlich großer Teil gebürtige Deutsche sind, war Deutschland und Nazismus nie synonym.

Im Gegenteil. Wir haben zu der Zeit, als hier der Wahnsinn tobte, in Palastina Literaturabende gemacht, soweit wir deutsche Literatur bekommen konnten. Das war zum Teil Exilliteratur; später bekamen wir Bücher aus der Sowjetunion, wo es viele Übersetzungen von deutschen Klassikern gab.

Was bedeutet Deutschland für Sie?

Ich hatte nie das Gefühl, daß ich hier in ein Nazistland komme. Aber daß ich länger als das ursprünglich geplante eine Jahr in Deutschland geblieben bin, hatte mit meiner Arbeit zu tun. Mit den jungen Lehrern, mit denen ich an der Laborschule in Bielefeld arbeitete, die wirklich Ideen hatten, wie man eine andere Pädagogik, die nicht auf den preußischen Tugenden aufbaut, umsetzen kann. Ich fühle mich da wohl, wo ich Freunde habe. Jetzt habe ich auch Freundinnen und Freunde in Berlin. Wenn man schon von Heimat spricht, dann ist das eine Heimat. Keinesfalls jedoch in dem Sinne, wie das Wort oft gebraucht wird: „Heimat über alles.“ Das ist es nicht.

Frau Fuss, Sie stehen nicht im Telefonbuch. Fühlen Sie sich bedroht?

Na ja, bedroht. Ich stand im Telefonbuch und bekam immer so blöde Anrufe: Du Judensau. Dich haben sie vergessen zu vergessen. Der Zug nach Auschwitz steht bereit. Das kam immer in Wellen, immer dann, wenn wir in der Internationalen Liga für Menschenrechte, deren Präsidentin ich seit 1991 bin, eine Aktion gemacht haben. Immer in der Nacht. Beim ersten Mal bin ich zur Polizei gegangen. Die haben mir vorgeschlagen, sie könnten mir eine Fangschaltung legen. Aber erstens sollte das Geld kosten und zweitens arbeitet die Fangschaltung nicht am Wochenende. Ich verzichtete dankend. Seitdem stehe ich nicht mehr im Telefonbuch. Aber ich gebe allen meine Telefonnummer, das

ist kein großes Geheimnis. Nur ist es besser, ich stehe nicht im Telefonbuch. Dann können mich solche Anrufer nicht so schnell erwischen.

Sie sind in Berlin geboren und aufgewachsen. Wie war das?

Als ich geboren wurde, waren wir wohlhabend. Mein Vater war Kaufmann, er hatte ein Herrenbekleidungsgeschäft in der Friedrichstraße. Ich bin hier gleich nebenan in der Altonaer Straße geboren worden. Später sind wir dann in eine Villa in Zehlendorf gezogen, mit vielen Bediensteten und einem Auto, was damals noch ungewöhnlich war. Dort bin ich in eine normale deutsche Schule gegangen, wir waren drei oder vier jüdische Mädchen in der Klasse. Ansonsten: wir gingen in den Zoo, wir hatten ein Jahresabonnement, auch für das Theater. Ein ganz normales Leben eben, unter Antisemitismus habe ich bis 1933 nicht gelitten.

Spielte das Judentum eine wichtige Rolle in Ihrer Kindheit?

Ja. Mein Vater war orthodox, meine Mutter zwar eher liberal, aber sie hat alles mitgemacht, was mein Vater wollte. In unserem großen Haus — es gab 14 Zimmer außer einem Trakt, in dem die Bediensteten wohnten — hatte mein Vater

die untere Etage zu einer Synagoge ausgebaut. In der Gegend gab es keine öffentliche Synagoge. So kamen Freitagabend und Samstag die Juden aus der Nachbarschaft immer zu uns zum Beten.

Sie waren demnach ein sehr frommes Kind?

Ja. Aber das hat sich schon mit zehn, elf Jahren gelegt. Da habe ich dann lieber in der Synagoge das Buch, das ich gerade las, dort weitergelesen, während die anderen beteten. Damit es keiner bemerkt, habe ich es vorher in einen weißen Umschlag gesteckt. Aber auch dieses schöne Leben änderte sich, noch bevor die Nazis an die Macht kamen. Schon 1932 ging das Geschäft meines Vaters nicht mehr so gut, 1933 kamen die Boykotte dazu, seitdem hat er sich wirtschaftlich nicht mehr erholt.

Was geschah 1933?

Mein Vater hatte schon zuvor versucht, sich an irgend einem anderen Ort in Deutschland eine neue Existenz aufzubauen. Schließlich fand er etwas in Breslau, wo wir dann hinzogen. Das war 1933. Da fing es dann an. In der Schule mußte man „Heil Hitler“ sagen, und die jüdischen Mädchen wurden auf die hinterste Bank verbannt. Die ganze Atmosphäre war unangenehm, viele liefen in Uniformen herum, es wurden Luftschutzübungen abgehalten. Mir ist nichts passiert. Ich hatte auch deutsche Freundinnen. Mit einer habe ich sogar eine Radtour durch ganz Deutschland gemacht. Aber ihr Bruder war schon in der SA. Schließlich sind die Verbindungen einfach abgestorben. Ich bin noch ein Jahr in Breslau auf das Jüdische Gymnasium gegangen. Mit 15 bin ich abgegangen, um als Mitglied eines zionistischen Jugendvereins das Malerhandwerk zu lernen.

Wurden Sie Zionistin aus Überzeugung oder wegen Hitler?

Wegen Hitler natürlich, aber auch aus Überzeugung. Dazu muß man sagen, unsere Gruppe war keine nationalistische, chauvinistische so wie andere, die damals gesagt haben: „Hitler hat uns zwar erst zu Juden gemacht, aber das ist nun auch wieder gut. Denn jetzt können wir endlich begründen, daß alle Juden nach Palastina auswandern müssen.“ Keiner hat gewußt, wie schlimm es in Deutschland werden wird. Aber wir sahen, daß wir hier keine Zukunft hatten.



Foto: Jürgen Henschel

14. November 1993: Auf dem vom Aktiven Museum veranstalteten Gedenkgang zu Stätten der Opfer des Nationalsozialismus - wir protestierten damit an diesem Tag gegen die Eröffnung der Zentralen Gedenkstätte in der Neuen Wache - sprach Alisa Fuss am Ballhaus Clou zur Erinnerung an die von hier aus deportierten und ermordeten Jüdinnen und Juden

Gingen Sie allein, ohne Ihre Familie nach Palästina?

Die Engländer hatten für die Einwanderung nach Palästina Quoten festgesetzt und Bedingungen gestellt: Entweder brauchte man ein Zertifikat über einen dort notwendigen Beruf, oder man mußte ein sogenannter Kapitalist sein, das heißt 1000 englische Pfund nachweisen können. Meine Eltern konnten weder das eine noch das andere vorzeigen. Deswegen wurde über ihre Auswanderung nach Palästina gar nicht geredet. Sie sind dann mit falschen Papieren nach Südamerika geflohen. Es gab aber eine Jugend-Aliya, eine Auswanderung für Jugendliche zwischen 15 und 17 Jahren, die in einem Kibbuz aufgenommen wurden. Mit so einer Gruppe bin ich gefahren.

Hatten Sie eine konkrete Idee vom Leben in Palästina?

Im Gegensatz zu den chauvinistischen Gruppen wollten wir dorthin, um einen sozialistischen Staat aufzubauen. Ja, es ist heute nur noch zum Lachen, aber damals meinten wir es sehr ernst. Wir hatten das „Kapital“ von Karl Marx gelesen und all' die anderen populären Schriften von Engels, Lassalle ... Wir waren überzeugt, daß nur diese Gesellschaftsordnung den Faschismus verhindern könne, überall auf der Welt. Deshalb waren wir auch nie chauvinistisch. Wir sind nicht, wie die Rechten unter den Zionisten, nach Palästina ausgewandert, um dort ein jüdisches Groß-Israel aufzubauen. Wir haben nie gesagt, in Palästina leben keine Araber. Im Gegenteil. Wir wollten mit den Arabern gleichberechtigt zusammenleben. Nur: Wir hatten keine Ahnung. Keiner

von uns hatte jemals einen Araber auch nur gesehen. Wir dachten, Araber sitzen vor dem Zelt und trinken Kaffee oder reiten auf feurigen Pferden und Kamelen daher. Wie die Fellachen — also die Bauern, und das waren die meisten von ihnen — wirklich lebten, haben wir gar nicht gewußt.

Und was geschah dann vor Ort?

Ich erinnere mich noch, als wir in Jaffa ausgebootet wurden. Von den großen Schiffen mußte man auf kleinere Boote umsteigen, um in den Hafen zu gelangen. Auf diesen Booten haben ausschließlich Araber als Lastträger gearbeitet. Als die nun auf unser Schiff kamen, um unsere Koffer zu nehmen, bin ich zu jedem einzelnen gegangen und habe ihm die Hand gegeben. Erstens ist es bei Arabern unschicklich, wenn eine Frau einem fremden Mann die Hand gibt. Zweitens hat keiner gewußt, was das überhaupt soll. Wir waren einfach kriminell naiv ...

... und beseelt von der Utopie des Sozialismus. Dennoch haben Sie den Kibbuz schon nach zwei Jahren verlassen.

Ja. Anfangs war ich gerne dort. Ich denke auch heute nicht im Zorn an die Zeit zurück, es war keineswegs eine verlorene Zeit. Das Leben in der Kommune hat mir sehr gut gefallen. Das Problem war ein politisches. Alle Kibbuzniks mußten Mitglieder der Haganah werden, einer paramilitärischen Organisation, die nach der Staatsgründung Israels die Armee wurde. Die Haganah war gegründet worden, so wurde es uns damals erklärt, zur Verteidigung der jüdischen Siedlungen. Das Ganze wurde stark mystifiziert. So mußte man etwa bei der Aufnahme in einem verdunkelten Zimmer im schummrigen Schein von Kerzen auf ein Gewehr schwören, daß man bereit sei, auf Araber und Kommunisten zu schießen.

Auch auf Kommunisten?

Ja. Die Kommunisten waren damals sehr verfeimt. Sie waren illegal, wie wohl in allen englischen Kolonien, aber vor allem wurden die Kommunisten verfolgt, weil sie den Befreiungskampf der Araber gegen die Engländer unterstützten. Diese und ähnliche Sachen haben mir nicht gefallen. Aber ausschlaggebend für meine Entscheidung, den Kibbuz nach zwei Jahren zu verlassen, war schließlich, daß die Leitung der Haganah eine neue, ganz offizielle Taktik anwandte. Uns wurde erklärt, daß man nun nicht mehr abwartet, bis man angegriffen wird, sondern „prophylaktisch“ in die arabischen Dörfer geht, dort Leute erschießt oder Bomben legt. Ich bin gegangen, nur mit dem was ich anhatte.

Sie sagten vorhin, es geschehen heute Dinge, die Sie nicht erwartet hätten ...

Heute werden nahezu tagtäglich Ausländer überfallen, viele der Überfälle sind kaum eine Meldung wert. Und wenn, wird meist gleich dazu gesagt, die Polizei sehe noch keinen rassistischen Hintergrund. Obgleich es sich nachher herausstellt, daß es Rechtsextremisten oder Skinheads waren. Aber dann war es eben ein Einzeltäter ...

Wie sehen Sie die Zukunft in diesem Land?

Mit der Regierung, die wir haben, wird es so weitergehen und es wird noch schlimmer werden. Mit Regierung meine ich etwa unseren christdemokratischen Innensenator. Allerdings ist die SPD auch nicht viel besser, schließlich waren die Sozialdemokraten mit dem Asylkompromiß einverstanden, sonst wäre er gar nicht durchgegangen. Die SPD ist kein Gegengewicht. Ich sehe sehr schwarz in die Zukunft. Deutschland dringt jetzt darauf, daß das Schengener Abkommen durchgedrückt wird, vor allem was die starke Bewachung der Außengrenzen betrifft, wenn schon die Binnengrenzen geöffnet sind.

Die SPD argumentierte immer, daß ein freier Zuzug von Flüchtlingen den Rechten Auftrieb gebe. Sie fordern den freien Zuzug. Was antworten Sie denjenigen, die das für naiv halten?

Volk's Stimme, von der Sie sprachen, wird auch gemacht. Tagtäglich in der Presse, im Fernsehen. Man sieht in ande-

ren Ländern, etwa in Frankreich, daß sich das wandeln kann. Dort hat jetzt die neue Regierung ein Gesetz erlassen, nach dem diejenigen, die schon im Land sind, auch bleiben können. Die alte Regierung hatte verfügt, daß alle raus müssen. Viele Franzosen waren auch sehr solidarisch mit den Flüchtlingen.

Kann man sich eine ähnlich starke Bewegung in Deutschland vorstellen?

Ich glaube nicht, daß es so etwas gibt wie einen Volkscharakter. Aber daß man in Deutschland nicht gerne Fremde, Nicht-Deutsche hat, ist eine alte Geschichte. Ich glaube, gerade deshalb kommt es auf die Politik an, die eine Regierung macht.

Wie sollte die aussehen?

Es ist klar, daß immer mehr Menschen auf der Flucht sind und sein werden, ganz konkret auf der Suche nach Brot. Denn keineswegs handelt es sich bei den Flüchtlingen „nur“ um politisch Verfolgte, denen der Tod droht, etwa in Nigeria oder Iran. Wir alle haben die Fernsehbilder gesehen, wie Nordafrikaner in völlig seeuntüchtigen Booten versuchen nach Italien oder Spanien zu gelangen, um dort für zwei, drei Mark zu arbeiten. Was für sie immer noch besser ist, als in der Heimat zu verhungern. Ich habe auch keine Lösung für das ganze Problem, es ist ein globales. Aber wenn Menschen schon so viel auf sich genommen haben, um ihr Land zu verlassen, dann muß man einen Modus vivendi finden, und wenn es „nur“ wie in Kanada ein relativ großzügiges Einwanderungsgesetz ist. Dort kann man zwar auch nicht einfach kommen, aber wenn man gute Beziehungen zu kirchlichen oder humanitären Organisationen besitzt, hat man eine Chance. Selbst Flüchtlingen, die hier von Abschiebung bedroht worden waren, haben wir schon nach Kanada gebracht.

Nun wird aber auch, unter anderem vom Berliner Innensenator Schönbohm, das Argument angeführt, Asylbeschränkungen seien ein Kampf gegen Schlepperbanden. Ihre Eltern haben Schlepper gebraucht, um Deutschland zu verlassen.

Ja. Schönbohm ist ein großer Demagoge, sowohl was das Argument mit den Schlepperbanden als auch die Interpretation der Kriminalstatistik angeht. Danach verüben junge Ausländer die Mehrzahl der kriminellen Taten. Das stimmt aber nicht. Das ist Demagogie. Ein Großteil der in der Statistik aufgeführten Ausländerkriminalität betrifft Verstöße gegen Aufenthaltsbestimmungen, die ein Deutscher hierzulande ja gar nicht verüben kann. Oder wenn Schönbohm sagt: So wie wir nach dem Zweiten Weltkrieg die Arme hochgekrempt und unser Land aufgebaut haben — von den reichlichen Geldern des Marshall-Plans spricht er allerdings nicht — so sollen das jetzt die Bosnier tun. Also müssen sie raus. Auch das ist reinste Demagogie. Es gibt viele Fragen, auf die ich keine Antwort habe. Heute wird alles so organisiert, um diejenigen, die etwas haben, zu schützen und die anderen draußen vor zu lassen. Deshalb bin ich auch überzeugt, daß ein entscheidendes Kriterium für die Aufnahme von

osteuropäischen Ländern in die Europäische Gemeinschaft die Eignung des jeweiligen Landes als Grenzwächter ist. Aber ich bin fest davon überzeugt, auch wenn das nach moralischem Zeigefinger klingt, aber in dem Fall halte ich ihn für angebracht: Die Deutschen sollten die ersten sein, die Flüchtlinge aufnehmen, ganz einfach aus Verpflichtung gegenüber ihrer Vergangenheit.

Ist es nicht absurd, daß ausgerechnet Menschen wie Sie, mit Ihrer Biographie, dieses Land an seine Geschichte erinnern und mit Blick darauf politische Verhaltensweisen für die Gegenwart einklagen müssen? Die Opfer in der Rolle der ewig Mahnenden, und was ist mit den anderen?

Ich habe viele deutsche Freunde, die Nachkommen von Nazis oder zumindest von Mitläufern sind. Es ist nicht so, daß sich alle einen feuchten Kehrriech um die Vergangenheit kümmern. Ein Teil sicher. Aber das ist in jedem Fall so. Auch in Israel kümmern sich die meisten nicht darum, was mit den Palästinensern geschieht.

Sie haben einmal gesagt, der Geist hinter den Pogromen von Hoyerswerda, Mölln, Solingen sei der gleiche wie der von 1933. Nur sei der Terror damals im Unterschied zu heute Regierungsprogramm gewesen. Woraus speist sich der Geist heute?

Es ist ein Unterschied, ob man Menschen gleich physisch vernichten will, oder ob man ihnen nur das Leben unerträglich machen will. Wo der Geist seine Nahrung findet? In jeder Rede von Schönbohm, von Kanther, von Kohl, von Kinkel. Vor allem bei Kanther ist es wie mit Biedermann und den Brandstiftern. Man muß den Brand nicht selbst legen, aber man kann alles dazu tun, damit er gelegt werden kann. Die haben ein Klima geschaffen, das sich gut als Nährboden für rechtsradikale Jugendliche eignet.

Was kann man mit diesen Jugendlichen tun? Zur Resozialisierung nach Israel schicken oder sozialpädagogisches Theaterspiel?

Da halte ich überhaupt nichts von.

Was schlagen Sie vor?

Das fängt schon in der Schule an. Die müßte ganz anders sein. Sie müßte die Kinder zum Denken bringen. Die Jugendlichen müßten eine Perspektive haben, einen Beruf lernen können, eine Arbeit haben. Die meisten dieser Schlägertrupps sind ja keineswegs gut situiert. Das ist eine verlorene Jugend. Insofern kann man auch den Vergleich mit der Nazizeit ziehen, was ich allerdings nicht gerne tue. Aber auch bei den Nazis haben sich zuerst diejenigen gesammelt, die keine Perspektive hatten.

Als Sozialistin würde ich mich immer noch bezeichnen. Eine Utopie habe ich auch. Trotz der vielen Fehler und Schandtaten, die in der Sowjetunion und in den anderen sogenannten kommunistischen Ländern begangen wurden, glaube ich doch, daß die Grundidee eine richtige ist. Niemand konnte mich bisher überzeugen, daß ich dies alles negieren muß, auch meine eigene Vergangenheit nicht, obwohl wir gerade über verschiedenes gelacht haben. Ich negiere diese Utopie nicht, weil ich die Gefahren und die ungeheure Brutalität der heutigen Gesellschaftsordnung sehe. Die ist auf jeden Fall katastrophal.

Sie haben Ihr Leben lang für Menschenrechte gekämpft, in Israel ebenso wie später in der Bundesrepublik. Haben Sie das Gefühl, etwas erreicht zu haben? Hat sich der Einsatz gelohnt?

Die Energie und die Kraft, die man einbringt, um etwas zu erreichen, stehen in keinem Verhältnis zu dem, was dabei rauskommt. In keinem Fall. Das ist das erste. Das zweite: Im Prinzip ist nichts verloren, auch wenn es nicht so geworden ist, wie wir dachten, etwa in Israel. Wir wollten nie zwei Staaten, sondern einen bi-nationalen. Das wurde überrannt durch die offizielle zionistische Politik von Ben Gurion. Zwei Staaten für zwei Völker, das ist heute eine äußerst problematische Lösung. Man sieht jetzt schon, was das für Probleme mit sich bringen wird, wenn diese Lösung je verwirklicht wird. Arafat ist kein Demokrat. Was im palästinensischen Parlament vorgeht, darf nicht in die palästinensischen Zeitungen, Journalisten, die kritisch über die palästinensische Autonomiebehörde berichten, werden verhaftet. Das wenig demokratische der Arafat-Regierung ist der israelischen Regierung ganz recht, denn je mehr Demokratie dort herrscht, desto schwieriger wird Israel es mit ihnen haben.

Frau Fuss, Sie scheuen sich nicht, die israelische Politik in Deutschland zu kritisieren. Allerdings melden Sie sich selten zu Wort, wenn es um innerjüdische Angelegenheiten in Deutschland oder in Berlin geht. Woran liegt das?

Ich bin Mitglied in der Jüdischen Gemeinde, aber was mich am meisten gestört hat, ist, daß sie nie den Kampf gegen Antisemitismus mit dem Kampf gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit verbunden hat. Doch das gehört zusammen, gerade für Juden.

Gibt es etwas, das Sie in Ihrem politischen Leben noch erreichen möchten?

Keine großen Sachen. Ich bin nicht gesund, und leider schreitet die Krankheit auch fort. So lange es geht, möchte ich weitermachen wie bisher. Mehr ist nicht drin.

[Hier fehlt in der Kopie eine Frage nach dem Sozialismus, den Alisa Fuss in Palästina mit aufbauen wollte]

„Man muß in festen Schuhen laufen, damit es einen nicht gleich umschlägt“ - Paula Salomon-Lindberg zum 100. Geburtstag

Die jüdische Sängerin Paula Salomon-Lindberg - seit vielen Jahren Ehrenmitglied unseres Vereins - feiert am 21. Dezember 1997 ihren 100. Geburtstag in ihrer Exilstadt Amsterdam.

Geboren in Frankenthal als Tochter des ortsansässigen Rabbiners, begann sie unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg zunächst ein Mathematik-Studium in Mannheim, wechselte jedoch nach dem Tode des Vaters zur Gesang- und Schauspielausbildung. Wilhelm Furtwängler überzeugte sie 1926 vom Wechsel an die Musikhochschule in Berlin. Hier begann Ende der 20er Jahre ihre Karriere als Konzert- und Oratoriensängerin, die kurz darauf, im März 1933, ihr abruptes Ende fand: Mit dem Auftrittsverbot blieb ihr wie Tausenden von jüdischen Bühnenkünstlern nun nur noch das kulturelle Ghetto des Jüdischen Kulturbundes. Mehrere Jahre unterrichtet sie an der „Jüdischen Privaten Musikschule Hollaender“, die nach der „Arisierung“ des Stern'schen Konservatoriums gegründet wurde - mit einer Ausstellung haben wir 1992 an diese Schule erinnert. Nachdem ihr Mann, der Chirurg Albert Salomon, am 10. November 1938 ins KZ Sachsenhausen für mehrere Monate in „Schutzhaft“ genommen worden war, und Paula selbst mehrmals zu Verhören bei der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße 8 vorgeladen wurde, bereitete die Familie Salomon ihre Flucht aus Deutschland vor: Die Tochter Charlotte Salomon folgte den Großeltern nach Südfrankreich, Paula und Albert Salomon entkamen mit gefälschten Papieren nach Amsterdam. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen wiederholen sich die Berliner Erfahrungen im Zeitraffer: Kulturarbeit im Ghetto, Illegalität, Verhaftungen, Deportationen. Im März 1943 werden Albert und Paula im Lager Westerbork inhaftiert, durch Beziehungen und Tricks gelingt ihnen die Flucht, bis 1945 überleben sie im Untergrund in Südholland. Hier erfahren sie 1945 von der Ermordung Charlottes in Auschwitz.



Foto: Norbert Bus

18. Mai 1992 Paula Salomon-Lindberg bei unserer Gedenkfeier für die im Zusammenhang mit dem Brandanschlag im Lustgarten am 18. Mai 1942 Ermordeten

Erst 40 Jahre später, im Frühjahr 1986 kommt Paula Salomon-Lindberg anlässlich einer Ausstellung mit Bildern von Charlotte Salomon zum ersten Mal wieder nach Berlin. Nicht die Stadt, wohl aber die Menschen, die hier heute leben und arbeiten, geben ihr wieder ein Gefühl von Verbundenheit: „Heute bin ich wieder hier zuhause, bei den guten Leuten. Heute denke ich nicht mehr die Deutschen, sondern: Mensch ist Mensch, und überall gibt es gute und schlechte Menschen!“ Mit Spenden unterstützt sie so die Arbeit des „Aktiven Museums“ und die Bemühungen, den Ort ihrer Gestapo-Verhöre dem Vergessen zu entreißen. In den Jahren seit ihrem ersten Besuch hat sie an vielen Aktionen des „Aktiven Museums“ teilgenommen, so der Anbringung einer provisorischen Gedenktafel am Wohnhaus des Kulturbund-Gründers Kurt Singer in der Mommsenstraße und der Gedenkfeier für die „Herbert-Baum-Gruppe“ 1992. Zwischen 1994 und 1996 entstand der Dokumentarfilm „Paula Paulinka“, der anlässlich des 100. Geburtstages am 26.12.1997 um 10 Uhr morgens wiederholt wird.

Christine Fischer-Defoy



Am Haus Mommsenstr. 56 wird eine provisorische Gedenktafel für Kurt Singer und die Gründung des jüdischen Kulturbunds angebracht. 26. 2. 1992

Foto: Marco Limbach

Christine Fischer-Defoy und Andreas Herbst



Foto: Hermann-Josef Fohsel

Seit dem 12. Oktober 1997 gibt es am Haus Mommsenstr. 56 eine Berliner Gedenktafel für Kurt Singer

Adreßbuch des historischen Berlin

Wer immer schon einmal wissen wollte, wo die berühmten Berlinerinnen und Berliner lebten, erhält nun mit dem vom Holger Hübner zusammengestellten Buch aller in Berlin angebrachten Gedenktafeln und Gedenkinschriften ein Adreßbuch des historischen Berlin an die Hand. Auf mehr als 500 Seiten sind die circa 1700 Gedenktafeln und Gedenkinschriften der einzelnen Stadtbezirke verzeichnet. In kurzen informativen Texten werden zu den Gedenktafeln die wichtigsten Informationen beigegeben und für die neueren Gedenktafeln die Umstände der Anbringung mit aufgeführt. Mit unglaublicher Akribie und Genauigkeit hat Holger Hübner, Mitarbeiter der Senatsverwaltung für Wirtschaft und Betriebe, diese "Totalübersicht" des Berliner Gedenkens zusammengestellt. Selbst Texte in hebräischer oder kyrillischer Schrift werden in Originalschreibweise wiedergegeben. Und daß viele der Gedenktafeln nicht fehlerfrei sind, zeigt eine kurze Durchsicht: Selbst unter den aufgeführten Ersatz-Gedenktafeln des Vereins Aktives Museum konnte der Autor eine Ungenauigkeit ausmachen: In der Pankower Florastraße wurde das Geburtsdatum von Walter Husemann um sechs Jahre zurückdatiert.

Seit Beginn der achtziger Jahre hat Holger Hübner die Fassaden der Stadt nach den oft unscheinbaren Tafeln abgesucht. Dabei waren ihm zunächst die vielen Gedenktafeln für Widerstandskämpfer im früheren Ostberlin aufgefallen und eine Anregung gewesen, Ähnliches auch im Westen zu erreichen. Den Gedanken, ein Buch der Berliner Gedenktafeln zu verfassen, hatte er bereits vor zwölf Jahren. Doch bedurfte es noch Jahre und einer finanziellen Unterstützung der Landesbank Berlin in Höhe von 30.000 DM, um nun das Buch vorzulegen. Denn der eigentliche Gedenktafel-Boom sollte erst seit Mitte der achtziger Jahre mit dem von der Berliner Sparkasse unterstützten offiziellen Programm "Berliner Gedenktafel" folgen. Dabei ist dieses Programm, wie die Lektüre zeigt, nicht das erste seiner Art. Fast genau hundert Jahre zuvor hatte die Stadt begonnen ihrer berühmten Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler zu gedenken. Nicht erst heute sucht das Fin de siècle nach seinen geschichtlichen Wurzeln. Schon am Ende des 19. Jahrhunderts war die damalige Reichshauptstadt bestrebt, die ihr zugefallene politische Bedeutung historisch zu rechtfertigen. Immerhin reichte dieses erste Berliner Gedenktafel-Programm bis in das nächste Jahrhundert hinein. Ob auch das gegenwärtige Erinnerungs-Programm die Jahrtausendschwelle überschreitet, bleibt in Anbetracht der rapide gestiegenen Produktionskosten der Gedenktafeln fraglich. Leider verrät die sehr knappe Einleitung des Buches keine weiteren Details über das erste Berliner Gedenktafel-Programm. Genausowenig wird der gesellschaftspolitische Anspruch der historischen und gegenwärtigen Ehrungen hinterfragt. So können die bis 1945 angebrachten Gedenktafeln als Bestandteil der herrschenden politischen Kultur betrachtet werden, die nur am Rande allmähliche Ergänzungen durch einen oppositionellen Gedenkritus der Arbeiterbewegung erfuhr. Erst mit der Befreiung vom Nationalsozialismus erhielt die offizielle Berliner Gedenktopographie ihre notwendige Korrektur: Zum Ausdruck der Trauer und der anklagenden Mahnung wurden Gedenktafeln für NS-Verfolgte angebracht. Diese Ehrungen beförderten gleichzeitig die notwendige Demokratisierung der öffentlichen Erinnerung, indem sie die unbekanntenen Opfer der Geschichte ins Licht der Aufmerksamkeit trugen. Erst damit war die Voraussetzung für eine umfassende Berliner Gedenktopographie gegeben.

Die Stärke dieses umfassenden Kompendiums von Holger Hübner liegt in der übersichtlichen Anordnung und dem komplexen Register, mit dem sich die Geschichten der Berliner Ortsteile und ihrer Straßen schnell erschließen lassen. Und der Autor hat sogar jene Tafeln aufgeführt, die im Laufe der vielen historischen Wandlungen der Abrißbirne, dem Krieg oder ideologischer Doktrin zum Opfer gefallen sind. Diese Liste der nicht mehr vorhandenen Gedenktafeln ist sicherlich das Spannendste an dem Buch, auch wenn sie nicht ganz vollständig ist. Denn leider verzichtet Hübner auf die politisch und ideologisch motivierten Gedenktafelsetzungen der dreißiger Jahre: *"Tafeln aus der Zeit des Nationalsozialismus sind nicht verzeichnet, weil sie - bis auf drei - von Text und Anbringungsort her dem Verfasser nicht bekannt sind. (461)"* Immerhin wäre die Nennung dieser drei Tafeln der historischen Vollständigkeit wegen angemessen gewesen, auch wenn sie nach 1945 zu Recht entfernt worden sind. So wird die politische Ritualisierung des

Nationalsozialismus aus dieser Gesamtübersicht verdrängt und das kann eigentlich nicht im Sinne einer aufklärenden Geschichtsarbeit sein. Einen Hinweis auf die Anordnung der Nationalsozialisten, alle jüdischen Inschriften, Symbole und Zeichen zu tilgen, findet sich ebenfalls nicht. Diesem rasseideologischen Ikonoklasmus fielen Gedenktafeln für Heinrich Heine, Karl Marx, Ferdinand Lasalle, Walter Rathenau und Felix Mendelsohn-Bartholdy zum Opfer. Für die Entfernung einer anderen Gedenktafel hatte vermutlich bereits die Novemberrevolution 1918 gesorgt. In der Jägerstraße 35 gedachte Friedrich-Wilhelm IV. seinem treuen Grenadier Philipp Theysen, der dort am 18. März 1848 Opfer eines "Meuchelmordes" geworden war, "als erstes Opfer der Revolution". Ob der Preußenkönig zur Einweihung der Gedenktafel erschienen war, erfährt der Leser leider nicht. Zumindest in der Gegenwart vollziehen sich Gedenktafelanbringungen weitgehend abseits der demonstrativen politischen Rituale und werden nur noch selten zum Darstellungsfeld der Politiker. Abseits der breiten Öffentlichkeit hat sich denn auch allmählich die allerjüngste deutsche Geschichte in den Stadtraum begeben und so erinnern seit 1990 zwei Gedenktafeln an die Studentenbewegung 1967/68. Die Maueröffnung 1989 wurde mittlerweile zum Anlaß von vier Gedenktafeln genommen und die Verabschiedung der alliierten Militäreinheiten 1992 ist bereits mehreren westberliner Bezirken Anlaß zu einer Gedenktafelanbringung gewesen. Gedenktafeln sind in der Gegenwart aber auch zum Bestandteil einer oppositionellen politischen Kultur geworden. Davon zeugen Gedenktafeln zur Erinnerung an Opfer des Rassismus, der Gewalt gegen Frauen und des Verkehrs. Das "Gedächtnis der Stadt" ist ein Buch zum Schmökern, das immer wieder Neues entdecken läßt und zu manchem Erkundungsgang in den Stadtbezirken einlädt.

Martin Schönfeld

Holger Hübner: Das Gedächtnis der Stadt - Gedenktafeln in Berlin, Argon-Verlag Berlin 1997. 536 Seiten, 296 s/w-Abbildungen, DM 68.

Lebendige Geschichte

An einem sommerlichen Maitag erklingt aus einem Fenster der Kreuzberger Admiralstraße eine Musik, die sich deutlich vom Straßenlärm und den sonst üblichen Klängen der Hinterhofradios und Rekorder abhebt. Im „Eiertanz“, dem Büro des „Fördervereins der Kinder- und jugendpolitischen Arbeit e.V.“, sieht man Jugendliche im Halbkreis sitzen. Sie hören einem ehrwürdig ergrauten älteren Herren zu, der dort ein Lied in einer Sprache singt, bei der man meinen könnte, die Wörter zu verstehen, um dann wiederum festzustellen, daß es doch eine fremde Sprache sein muß. „Das ist kein Wunder“, erklärt der Mann nach seinem kleinen a cappella Vortrag. „Dieses Liebeslied ist in jiddischer Sprache, und Jiddisch“, so beginnt ein nun über zwei Stunden dauerndes Gespräch. „Ist die Sprache der Juden, die vorwiegend aus dem Osten Europas kommen.“ Die gespannt lauschenden Jugendlichen erfahren nun, daß Jiddisch eine Mischung aus mittelhochdeutschem, semitischem und slawischem Wortgut ist, und der Mann, der darüber so gut Auskunft geben kann, ist Leo Kuttner. Er ist ein in Westpolen geborener Jude, der auf Einladung der Jugendlichen sich bereit erklärte, Stationen aus seinem Leben den Heranwachsenden in Form eines Interviews auf Tonband zu sprechen. Man merkt, daß dieses ihm nicht immer leicht fällt, besonders, wenn es um die Zeit in den verschiedenen Konzentrationslagern geht, in denen er als Häftling mehrmals nur knapp der Vernichtung entronnen war.

Obwohl es nicht das erste Interview ist und die Fragen der Jugendlichen auf eine kompetente Kenntnis der geschichtlichen Zusammenhänge und der Geschehnisse während der Zeit des Dritten Reiches schließen lassen, sind die Spuren der emotionalen Spannung und die Betroffenheit über das eben Erfahrene auf ihren Gesichtern nicht zu übersehen. Man merkt, das ist ein Moment, der bleibenden Eindruck hinterlassen wird und der ihnen das Leben jüdischer Bürger während der Zeit des NS-Regimes wirklich nahebringt. Und so heißt auch das Projekt, in dem sie seit mehreren Monaten unter der Anleitung der Pädagogin Susann Krüger und dem freien Journalisten Andreas Pohl mitarbeiten:

„Historische Tonbandrecherche - Leben jüdischer Bürger im Dritten Reich“.

Sie haben sich an Wochenenden getroffen, um sich über Religion und die Geschichte des Judentums zu unterhalten, besuchten Museen und Ausstellungen zu diesem Thema und verbrachten ein verlängertes Wochenende in der Jugendbildungsstätte „Kurt Löwenstein“. Dort wurde, nach Auswertung verschiedener zeitgeschichtlicher Dokumentationen und als unmittelbare Vorbereitung auf die folgenden Interviews mit den Zeitzeugen, eine Art Fragenkatalog erstellt. Desweiteren mußte der Umgang mit dem technischen Equipment, d.h., Fotoapparate und Mitschnittgeräte, geschult werden, denn das Ziel dieses Projekts ist die Erstellung einer Ton- und Bilddokumentation, die auf einer Abschlußveranstaltung am Ende dieses Jahres einem möglichst breiten Publikum vorgestellt werden soll.

Finanziert wird dieses Projekt von der Familien- und Jugendstiftung des Landes Berlin, die diesen so wichtigen „Geschichtsunterricht der anderen Art“ erst ermöglichte. Und daß es wirklich eine Art Unterricht ist, bestätigt Juliane: „*Es ist fast wie im Unterricht, nur eben viel, viel lebendiger!*“. Man kann sie verstehen mit dem jiddischen Liebeslied im Ohr.

Wer mehr über den Förderverein und/oder das Projekt erfahren möchte, erreicht uns unter der Nummer: 6161980.

Susann Krüger/Andreas Pohl

GERMANIA JUDAICA

Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums e.V.
 Josef-Haubrich-Hof 1, 50676 Köln,
 Tel: +49 / 221 / 232349 / FAX: +49 / 221 / 2406963
 E-mail: gj@ub.uni-koeln.de

Fragebogen zur Forschungserhebung 1998

(Bitte deutlich schreiben! Druckbuchstaben oder Schreibmaschine!)

Thema der Arbeit**Autorin/Autor** (Name u. Adresse)

Art d. Arbeit* Staatsexamensarbeit / Magisterarbeit (M.A.) / Dissertation (Ph.D.) /
 Habilitationsschrift / Aufsatz / Unabhängige Forschung

Beginn u. geplanter Abschluß**Wissenschaftliche Betreuung** (wenn vorhanden)**In Verbindung mit welchen Institutionen wird die Arbeit durchgeführt?****Kurze Angabe der benutzten Quellen/Archive**

Form der geplanten Veröffentlichung* Dissertationsdruck / Buch / Zeitschriftenaufsatz /
 Beitrag zu Sammelwerk / Katalog / Sonstiges:

* Zutreffendes bitte unterstreichen



Volkshochschule Wedding

Jüdisches Leben

und der Umgang mit dem Holocaust in den Vereinigten Staaten
Studienreise nach New York und Washington D.C.
vom 21.5. bis 1.6.1998
Zusammen mit der Heimvolkshochschule Glienicke

Die Anerkennung als **Bildungsurlaub** ist beantragt.

In Deutschland gibt es noch keinen Konsens über die Form der Erinnerung an die Ermordung der europäischen Juden. Die Debatten über die Hamburger Wehrmachtsausstellung, die Thesen von Daniel Goldhagen und die Auseinandersetzungen um ein zentrales Berliner Holocaust-Denkmal zeigen das.

In den Zentren der Ostküste der USA sind in diesem Zusammenhang Museen, Gedenkort und Bildungseinrichtungen entstanden. Für alle, die sich in der Bundesrepublik mit der pädagogischen, politischen oder künstlerischen Vermittlung des Nationalsozialismus beschäftigen, ist die Anschauung, wie die USA damit umgehen, eine wertvolle Hilfe für die eigene Arbeit.

Wir bieten deshalb für alle Interessierten und besonders für die angesprochenen Berufsgruppen eine Reise in die Vereinigten Staaten an, deren zentrale Teile Besuche des „United States Holocaust Memorial Museum“ in Washington und jüdischer Einrichtungen in New York (u.a. das gerade eröffnete Museum am Battery Park) sein werden. Wir werden voraussichtlich vier Tage in Washington D.C. und weitere sechs Tage in New York City verbringen. Geführte Besichtigungen der beiden Städte und angemessene Freizeit sind Teil des Programms.

Die Reise wird über ein Reisebüro organisiert und die Kosten für Flug und Unterbringung in Doppelzimmern betragen voraussichtlich 1850 DM (Einzelzimmer 2.350 DM). Hinzu kommt das unten aufgeführte pädagogische Entgelt.

Telefonische oder schriftliche Vor Anmeldung

Telefonische oder schriftliche Voranmeldung an: Michael Weiß, Volkshochschule Wedding, Antonstraße 37 in 13347 Berlin, Tel. 4575 7430 oder 7414 bzw. Fax 4575 7433. Sie erhalten dann umgehend ein Hinweisblatt zu Fragen der Reiseorganisation, der Zahlungsweisen sowie ein Tagesprogramm.

MARTIN BECHER

F 1.250

Do., 21.05.98 - Mo., 01.06.98

261,- DM (ermäßigt 133,- DM)

Zusatzkosten siehe oben

**Jüdisches Leben und
der Umgang mit dem Holocaust
in den Vereinigten Staaten**

Donnerstag, 21. Mai 1998 (Himmelfahrt) bis
Montag, 1. Juni 1998 (Pfingstmontag)

Donnerstag, 21. Mai 1998:

Abflug nach Washington D.C., Transfer zum Hotel, erste Hinweise zur Orientierung und zur Organisation

Freitag, 22. Mai 1998:

Vormittag: das United States Holocaust Museum Memorial (USHMM) - Führung durch die ständige Ausstellung (päd. Abteilung des Museums, Lynn Williams) und Gespräch über erste Reaktionen

Nachmittag: vertiefender Rundgang durch die Dauerausstellung
(individuell oder in kleinen Gruppen)

Samstag, 23. Mai 1998:

Vormittag: 2. Besuch im USHMM: Kinderausstellung Daniel's Story - computergestützte individuelle Möglichkeit zur Recherche: Wexner Learning Center - Wechsellausstellungen - Gedenkhalle (individuell oder in kleinen Gruppen)

Nachmittag: Vortrag zur Geschichte, politischen Entwicklung und Architektur des Museums durch einen VertreterIn des Besucherdienstes des USHMM

Sonntag, 24. Mai 1998:

Vormittag: die Mall in Washington als Zentrum und Symbol US-amerikanischer Geschichte und US-amerikanischen Selbstverständnisses (gemeinsamer Rundgang, u.a. zum Vietnam-Memorial und zum Korean-War-Memorial) und gemeinsame Auswertung des bisherigen Verlaufs der Studienreise

Nachmittag: zur freien Verfügung

Montag, 25. Mai 1998:

Vormittag/Nachmittag: Zugreise nach New York City, Transfer zum Hotel

Abend: erste Hinweise zur Orientierung und zur Organisation

Dienstag, 26. Mai 1998:

Vormittag: Besuch des Einwanderungsmuseums auf Ellis Island unter besonderer Berücksichtigung der jüdischen EinwanderInnen aus (Ost-)Europa

Nachmittag: gemeinsame Schiffsfahrt um Manhattan (Circle Line) (ca. 18 \$) (alternativ; zur freien Verfügung)

Mittwoch, 27. Mai 1998:

Vormittag: Rundgang: Die Lower East Side damals und heute - das frühere jüdische Einwanderungsquartier in New York City; dabei Vorstellung der Arbeit jüdischer Selbsthilfeorganisationen in diesem Viertel (u.a. EZRA)

Nachmittag: Museum of Jewish Heritage - das Museum New Yorks über den Holocaust (Präsentation des momentanen Stands der Vorbereitungen und Diskussion) (Esther Bromberg)

Donnerstag, 28. Mai 1998:

Vormittag: Exkursion zum Leo Baeck Institut (private wissenschaftliche Einrichtung, die weltweit tätig ist)

Nachmittag: Exkursion zum American Jewish Committee (jüdische politische Organisation)

Freitag, 29. Mai 1998:

Vormittag: Besuch des Jewish Museum, Gang durch die Dauerausstellung und Gespräch mit der pädagogischen Leiterin, Judith Segal

Nachmittag: Der 'Aufbau' - die letzte Zeitung der deutschsprachigen Juden in den USA: Besuch in den Redaktionsräumen

Samstag, 30. Mai 1998:

Vormittag: Rundgang durch das East Village, ein (ehemaliger) sozialer Brennpunkt von New York City, der heute durch Behörden- und Polizeipolitik "befriedet" ist

anschließend: Auswertung der Tage in New York City

Nachmittag: zur freien Verfügung

Sonntag, 31. Mai 1998:

Vormittag: zur freien Verfügung

Nachmittag: Transfer zum Flughafen JFK und Rückflug nach Berlin

Montag, 1. Juni 1998:

Rückkehr nach Berlin-Tegel

(Anmerkung: Die Besuche beim Leo Baeck Institut und beim Aufbau sind aufgrund der dortigen Kapazitäten besser für kleinere Gruppen geeignet; wer diese Termine nicht wahrnehmen möchte, hat diese beiden halben Tage ebenfalls zur freien Verfügung)

10 Hinweise zu allen Formalitäten

1. Das **Teilnehmerentgelt** (ohne die Kosten für Flug, Übernachtung und Verpflegung) beträgt 261,- DM (ermäßigt 133,- DM). Es deckt die Kosten für Konzeption, Planung und Durchführung der Seminarveranstaltung (pädagogische Leitung und Referenten) ab.
2. Sie sind angemeldet, wenn Sie das o.g. Teilnehmerentgelt eingezahlt haben und hierüber eine schriftliche Bestätigung erhalten haben. Über die Gesamtkosten und die Buchung der Reise informieren die Punkte 5 bis 7.
3. Die **Anmeldung** beginnt ab Montag, dem 17. November 1997 und erfolgt entweder persönlich
in der Volkshochschule Wedding, Antonstraße 37, Tel. 4575 7430, Fax 4575 7433 Nähe U-Bhf. Leopoldplatz (U6, U9), Busse 120, 248, 328; von Montag bis Donnerstag, in der Zeit von 10.00 Uhr bis 13.00 Uhr bzw. am Mittwoch von 17.30 - 20 Uhr
oder schriftlich.
Bei der schriftlichen Anmeldung legen Sie bitte einen Eurocheck (Preis siehe oben) mit dem Vermerk „zur Verrechnung“ bei. Wenn Sie ermäßigungsberechtigt sind, legen Sie bitte einen Nachweis in Kopie bei (z.B. Studentenausweis).
4. Die Anmeldungen werden nach Eingang sortiert. Sollte die **Höchsteilnehmerzahl** von 20 Teilnehmern beim Eingang Ihrer Anmeldung bereits überschritten sein, tragen wir Sie auf eine **Warteliste** ein. Dies wird Ihnen umgehend mitgeteilt. **Anmeldeschluß ist der 15. März 1998.**

5. Die **Höhe der Gesamtkosten** kann erst nach der Reise exakt festgelegt werden (abhängig u.a. vom jeweiligen Kurs des US-Dollars). Es ist jedoch neben der o.g. Teilnehmergebühr (261,- DM; ermäßigt 133,-DM) für Flug und Übernachtung mit Kosten in Höhe von 1.850 DM (DZ) bzw.

2.350 DM (EZ) zu rechnen (auch Dreibettzimmer sind möglich und entsprechend günstiger). Die Zahlen basieren auf einer Mindestteilnehmerzahl von zehn und einem Wechselkurs des US-Dollars von 1,90 DM.

In den genannten Preisen sind enthalten:

Flüge: Berlin - Washington D.C. und New York City - Berlin

Zugfahrt von Washington nach New York

Übernachtungen in zentral gelegenen Hotels der einfachen (New York) bzw. der Mittelklasse (Washington) (ohne Frühstück)

sämtliche Exkursionen

pädagogische Leitung

Vor- und Nachbereitungsveranstaltungen.

Nicht enthalten sind:

alle Mahlzeiten, Transfers vom und zum Flughafen, Kosten für öffentliche Verkehrsmittel in den Städten.

6. Der mit Ihnen vereinbarte Preis (abhängig von der Personenzahl im Hotelzimmer und dem Dollarkurs) wird Ihnen nach dem Anmeldeschluß (15. März 1998) schriftlich mitgeteilt. Gleichzeitig nennen wir Ihnen das Konto, auf das Sie dann den Betrag bis zum 1. April 1998 überweisen. Nach der Reise geht Ihnen eine detaillierte **Kostenaufstellung** mit den endgültigen Kosten zu, die mit Ihrer Vorauszahlung verrechnet werden. Erfahrungsgemäß weichen die tatsächlichen Kosten nur unwesentlich von den geschätzten ab.
7. Die Organisation der Fahrt übernimmt das **Reisebüro Oasis** aus Berlin-Spandau. Es gelten die Reiserücktrittsbedingungen des Reiseveranstalters. Hierüber werden Sie rechtzeitig informiert. Sollten Sie Wünsche bezüglich individueller Reiseterrmine haben, so bitten wir Sie, uns das beim Erstkontakt mitzuteilen. Alle weiteren Änderungen sind nur noch direkt beim Reisebüro möglich.
8. Das **ausführliche Programm** mit den geplanten Exkursionen liegt bei. Für die Studienreise wird Bildungsurlaub nach dem Berliner Bildungsurlaubsgesetz beantragt. Sie erhalten auf Nachfrage einen **Bescheid über die Anerkennung** der Veranstaltung als **Bildungsurlaubsveranstaltung**.
9. Für die **Einreise** in die USA benötigen Sie als deutsche Staatsbürger einen Reisepaß mit mindestens sechsmonatiger Gültigkeit. Nichtdeutsche Staatsangehörige müssen eine evtl. Visumpflicht selbst klären. Über die Einreisemodalitäten informiert Sie auch das Reisebüro.
10. Das **Vorbereitungstreffen** findet am Samstag, dem 28. März 1998 statt.

Bei **Rückfragen** wenden Sie sich bitte an

Michael Weiß, Volkshochschule Wedding, Antonstraße 37, 13347 Berlin, 030 / 4575 74 14 oder 7430, Fax 4575 7433

oder an

Martin Becher, 030/479 73 06



An dieser Stelle befand sich früher der
Gödtzer Bahnhof.

Am 21. August 1941 kehrten hier 295
Frauen ein, die aus ihrem Exil in
Shanghai nach Berlin zurückkehrten.
Durch Ausgrenzung, Entrechtung
und Verfolgung hatten die
Nationalsozialisten in den Jahren nach
1933 Tausende vor allem Juden
zur Emigration gezwungen. Für viele
ward Shanghai zur Zuflucht.

Die weitere Shanghai-Belagerung
führte nach dem Ende des Zweiten
Weltkrieges nach Deutschland zurück.
Die zunehmende Hungertod bedroht
Tausende von Kindern und
Erwachsene blieben die durch die
Taufpflanzung des Reiches
Nationalsozialisten organisiert. Rückkehr am
21. August 1941. Von ihr ging ein
Vorhaben aus, die Gewerke-Sonder-
kommissionen, Genesung in Berlin an.



Foto: Jürgen Henschel

Die Gedenktafel im Spreewaldbad zur Erinnerung an die Rückkehr der 295
Berlinerinnen und Berliner aus Shanghai am 21. August 1941